

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Rthl. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend-



Zeitung.

Sechsendreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 2.

Donnerstag, am 8. Januar.

1852.

Eine Sängerin.

Novelle.

(Fortsetzung.)

n dem reinlichen, netten Stübchen eines kleinen Hauses, welches in dem Dorfe, unweit des Städtchens D... lag, saß ein junges, kaum sechszehnjähriges Mädchen. Das mit Epheu umzogene Fenster war geöffnet, ihr reizender Kopf in die aufgestemnte Hand gesunken, die sonst so frische Farbe schien für einige Zeit mit der Heiterkeit dies jugendliche Geschöpf verlassen zu haben. Ihr lichtbraunes Haar war zurückgestrichen, ihre seelenvollen, dunklen Augen sahen schwermüthig in die grünen Fluren der scheidenden Sonne nach. Traurig senkten die Blumen ihre Köpfschen, weil Du, o Sonne, ihre Mutter zur Ruhe gehest, Du, die ihnen Licht und Leben, Nahrung und Freude giebst, ohne Dich welken sie langsam dahin. So auch ist mein Haupt gesunken, denn auch meine gute Mutter ging zur Ruhe, die mir Leben und Licht, Nahrung und Freude gab. Doch ihr glücklichen Blümchen, in des Morgens Frühe kehrt eure Mutter zurück, euch zu pflegen und eure Köpfschen erheben sich und sehen

erfreut ihr entgegen. Meine Sonne, die mir alles war in diesem Leben, sie kehrt nicht zurück, und ich kann nicht wie ihr welken und sterben!"

Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, die hellen Tropfen glänzten im Abendroth wie Diamanten, die auf dem dunkelwollenen Tuche sich gefangen. Es war Camilla, die Tochter eines armen Schulmeisters, der in diesem Dorfe dreißig Jahre lang mit Sorgfalt und Ernst seines mühevollen Amtes gepflegt hatte. Vor drei Jahren hatte Gott ihn erlöst und er ließ seine gute Frau und Tochter, durch seinen Fleiß und Sorgsamkeit, nicht in der bittersten Armuth zurück. Drei Jahre hatten Mutter und Tochter in dem schönsten Verhältniß mit einander gelebt. Camilla fing an aufzublühen an Körper und Geist, fing an, ihre gute Mutter ganz zu verstehen und ihr die Freundin ihres Herzens zu werden, als der unerbittliche Tod auch sie mit sich nahm. Allein und verlassen stand das arme Kind in der großen, weiten Welt, doch war sie zu fromm und arbeitsam erzogen, als daß sie verzagt wäre vor dem Leben. Nur die gräßliche Einsamkeit war es, die sie zu Boden drückte, es war kein Mensch auf der großen Erde, der sie liebte — und dies bedurfte sie so sehr.

Die Glocken der Kirche läuteten Vesper, still faltete Camilla ihre Hände und ihren Lippen entschwabte wie Geisterhauch ein frommes Lied, die Vögel schienen einzuhalten mit ihren schmetternden Gesang, um den lieblichen Tönen etwas abzulassen, vielleicht auch nur um die tiefste Ruhe herzustellen; damit Gott sie höre. Doch auch ein menschliches, kunstgeübtes Ohr saugte mit Wonne die himmlischen Töne ein.

Der Professor Ludwig, ein durch und durch musikalisch gebildeter Mann, der selbst sehr schön Clavier spielte und die größte Liebe zur Musik besaß, war bei seinem alten Freunde, den Pfarrer des Dörfchens, zum Besuch. Der gute Mann aber hatte mit seiner Predigt zu thun, denn es war Sonnabend und daher sein Freund sich selbst überlassen. Dieser ging, um den schönen Abend zu genießen, ins Freie, wo er denn auch an das kleine entlegene Haus, in welchem Camilla wohnte, gelangte. Wie bezaubert blieb er stehen, als er den Gesang hörte, er sah unwillkürlich gen Himmel, obwohl er sich selbst dieser Thorheit im nächsten Augenblick schämte, seine Augen suchten in dem Gebüsch vergebens. Daß aus dieser elenden Hütte diese Töne kommen könnten, dachte er nicht.

Sie hatte so etwas Ueberirdisches, Bezauberndes, daß er nicht sogleich an einen gewöhnlichen Menschen dachte; doch dem Schall folgend, befand er sich bald an dem Fenster, wo ihn der Anblick der Sängerin eben so überraschte, als ihre Töne. Dieses reizende Gesicht, die schönen Augen, in deren Blick so unendliche Schwermuth lag, die Thränen auf ihrem Tuch, die feinen Hände gefaltet, das lange Haar, das in glatten Flechten herunterhing und das wilde Laub, das den Rahmen zu diesem herrlichen Bilde gab, ließ den Professor halb erstarrt stehen, als träume er, als habe er etwas Uebernatürliches gesehen. Doch durch die Schritte erschreckt, belebte sich das Bild und er sah, daß es kein Phantom war, was er erblickte; Camilla wollte ihr Fenster schließen, da bot ihr der Professor freundlich einen „guten Abend!“ sie erwiderte ihn eben so artig.

„So ganz allein, mein liebes Kind,“ sagte Ludwig. „Ganz allein,“ antwortete Camilla mit einem unterdrückten Seufzer, einem Ton, der Ludwig in's Herz schnitt, es that ihm leid so gefragt zu

haben, denn aus der Trauer und dem Tone dieser wenigen Worte ahnete er, daß diese die arme Waise sei, von welcher der Pfarrer ihm gesagt.

Doch Ludwig war nicht der Mann, der die aufgerissene Wunde verbluten ließ, seine freundlichen Worte, sein angenehmes väterliches Wesen, erweckte bald in Camilla Vertrauen und in einer halben Stunde kannte er ihr Geschick. Sie hatte nichts zu verheimlichen, die Leute im Dorfe wußten es ja alle, warum sollte sie es diesem freundlichen Fremden verschweigen?

„Was aber gedenken Sie anzufangen, liebes Kind, Sie müssen doch leben? Das Wenige, was Sie besitzen, wird bald aufgezehrt sein, was wollen Sie dann thun? Hier bietet sich für Sie keine Aussicht.“

„Meine Mutter ist noch nicht lange todt, daran habe ich noch nicht gedacht, aber ich bin jung und zur Arbeit gewöhnt, Gott wird mich nicht verlassen.“

„Wollten Sie mit Handarbeit Ihr Brod verdienen, würde es ein sehr kümmerliches Leben sein, was Sie erwartete.“

„Was aber soll ich thun? Dienen? Daran konnte sich meine gute Mutter nie gewöhnen, wenn wir von meiner Zukunft sprachen!“

„Nein, das meine ich auch nicht, Gott hat Ihnen etwas verliehen, womit Sie Ihr Brod mit Leichtigkeit verdienen und dabei das angenehmste Leben führen können, wenn sie fleißig sind; ich meine Ihre Stimme.“

Camilla lächelte. „Haben Sie mich singen hören? Es war ein altes Lied, welches mein Vater auf der Orgel immer spielte und mir meine Mutter als Kind schon gelehrt, darum liebe ich es.“

„Ja ich habe Sie singen hören, doch nicht das Lied, was Ihnen lieb ist, war es, was meine Aufmerksamkeit erregte, sondern Ihre Stimme, die Töne begeisterten mich.“ Ein flüchtiges Roth überzog Camilla, ihre Augen wurden beschattet von den sich senkenden langen Wimpern, die wie eine dunkle Wolke eine Minute lang die schönen Sterne verbargen. Schon als Kind hatte man ihren Gesang gelobt, doch diese ernstern Ausdrücke kamen ihr sonderbar vor, obwohl sie Schmeicheleien nicht kannte, erregten sie ihr ein wunderbares Gefühl.

„Ich rede nicht zu Ihnen, mein Kind, um Sie zu loben, ich möchte Ihnen helfen, ein Freund

sein in der Noth, Ihr Schicksal hat mich ergriffen, ich kannte es zum Theil aus dem Mund des würdigen Pfarrers, wollte es aber von Ihnen selbst hören, darum unterbrach ich Sie nicht, als mir klar wurde, daß Sie das verwaiste Kind seien, von dem mir der Pfarrer erzählt. Ich bin kein reicher Mann, aber ich habe genug für meine Frau und Kinder, genug auch eine Zeit lang für Sie.

Kommen Sie mit mir, wenn Sie Vertrauen zu mir haben, meine Frau soll Ihnen eine zweite Mutter sein und ich will Ihr Lehrer werden. Dieses schöne Talent darf nicht untergehen, sind Sie fleißig und bildet die Stimme sich aus, wie sie begonnen hat, so können Sie bald eine berühmte Sängerin werden und mir durch Liebe und Anhänglichkeit reichlich lohnen."

Wie der Sturm die Wellen jagt, so eilte ein Gedanke über den andern durch Camilla's Kopf, sie war zu bewegt, überrascht, erschrocken, um gleich antworten zu können. Fort von der Heimath, den Gräbern ihrer Eltern, dieser Gedanke schreckte sie, doch die Welt sehen, von der sie so viel gehört, singen, immer singen können, was ihre liebste Beschäftigung war, dieses bewegte sie froh.

"Ich sehe Ihr edles Herz, ich erkenne Ihre Güte, doch jetzt kann ich nicht antworten, morgen, morgen will ich Ihnen alles sagen."

"Gut, kommen Sie morgen früh zum Herrn Pfarrer, ich erwarte Sie da."

Er ging, Camilla schloß das Fenster und versank in tiefes Nachdenken, bis die alte Frau, die mit in dem kleinen Hause wohnte, an die Thür klopfte und frug, ob sie nichts essen wolle. "Ich danke," antwortete Camilla, "ich werde sogleich schlafen gehen, gute Nacht, Frau Gertrud."

Sie verschloß ihre Thüre und legte sich zu Bett, doch kein Schlaf kam in ihre Augen, mit Bangen überdachte sie sich des Professors Anerbieten, bat Gott um Rath und als die Morgendämmerung bereits begann, schlossen sich ihre Augen mit dem Trost, dem Herrn Pfarrer alles zu überlassen. Der Schlaf hatte seine wohlthuende Wirkung auch bei Camilla nicht verfehlt, denn neu gestärkt, mit frohem Muth war sie erwacht. Als sie ihr Stübchen in Ordnung gebracht, sich sauber gekleidet, schritt sie voll Vertrauen auf Gott und die Menschen durch die Wiesen, die kleine Anhöhe hin-

auf, dem Pfarrhose zu. Die Grasshalme waren noch gebogen, denn ihre Spitzen hatten den nächtlichen Schmuck von Perlen noch nicht abgelegt. Die Sternblumen schwankten unter der Last ihrer Diademe von Edelsteinen.

"Ob wohl," dachte Camilla, "die Blumen und Blätter des Nachts ihre Feste feiern, da sie so viel schöner sind, und nur am Tage ihre Arbeit thun, indem sie die Käfer und Schmetterlinge füttern? Ich glaube die Sonne darf es nicht wissen, nur mit dem Monde stehen sie im Bunde, denn kommt die Sonne ihnen nahe, schütteln sie schnell ihre Perlen und Edelsteine ab und stehen ganz gerade und ehrbar, als hätten sie nie etwas anderes, als ihr einfaches grünes Kleid getragen."

Bald war unter solchen Betrachtungen der Pfarrhof erreicht, wo sie die beiden Herren beim Kaffee sitzend fand. Schüchtern trat sie ein, doch der freundliche Professor machte ihr bald Muth, der würdige Pfarrer redete ihr auch zu.

"Nun, mein liebes Pflegekind, wollen Sie Ihrem Vater folgen?" frug sie liebevoll der Professor.

"Wenn der Herr Pfarrer!" — stammelte Camilla.

Jetzt wurde hin und her gesprochen und das Resultat war, daß Camilla übermorgen mit dem Professor nach der Stadt fahren sollte. Sie hatte nun den ganzen Tag zu thun, ihre Sachen in Ordnung zu bringen und von allen Freunden und Bekannten im Dorfe Abschied zu nehmen. Den schwersten Abschied hatte sie sich bis zuletzt ausgespart und stand am Abend vor ihrer Abreise stumm und in Thränen an dem Grabe ihrer Eltern. Sie hatte es zum letzten Male, vielleicht für lange Zeit mit Blumen geschmückt. Was aber war es, sich von dem Erdhügel zu trennen, da sie von ihren Eltern hatte scheiden müssen? Darum ging sie ruhig, wenn auch weinend, von dannen. Doch ihre Hand hielt noch einen frischen Kranz von Feldblumen, sie hatte ja noch ein Grab zu besuchen. Sie ging nach dem Weiher und hing den Kranz an einen Baum, man sah nichts als Gras, was hoch wucherte und Epheu, wie andere Schlinggewächse, die sich an dem Baume in die Höhe rankten. Sie blieb einige Minuten stehen; es war derselbe Weiher,

wo die unglückliche Helene ihr Kind begraben, dem Andenken weihte Camilla den Kranz.

„Ob ich je, Du glückliches Kind, Deine Mutter einmal wiedersehen?! — Nie werde ich ja dieses Gesicht vergessen, diese Milde, dieser Schmerz!“ — Die Sterne spiegelten sich in dem dunklen Wasser, noch einen Blick auf den Ort werfend, brach sie eine Epheuranke ab, um sie mit zu nehmen, wenn Helene ihr im Leben begegnete. Sie ging und nach so viel Arbeit und Thränen schloß bald der Gott des Schlafes ihre Augenlider.

In aller Frühe des nächsten Morgens zog der Knecht die alte Pfarrkutsche aus dem Schuppen, segte sie fein ab und bald standen auch die Füchse davor. Camilla erschien, nachdem sie mit Thränen ihr Stübchen verlassen, oft war sie stehen geblieben und hatte von der Anhöhe auf ihre Heimath, das geliebte Dorf, zurückgeschaut. In einer Stunde war der Abschied, alles vorbei und sie fuhr mit ihrem Beschützer die Landstraße entlang. Bald war das Dörfchen ihren Blicken entschwunden und neue Gegenden breiteten sich vor ihren Augen aus, die sie mit Begierde und Verwunderung betrachtete. Erst des andern Tages erreichten sie die Stadt, den Wohnort des Professors.

Zwei Jahre waren seit dieser Zeit vergangen; da ließ eines Morgens die Gräfin von Falkenstein ihre Tochter zu sich rufen.

Helene war immer noch schön, die feine Blässe war einer gesündern Farbe gewichen, ohne doch der Zartheit ihres Gesichts Abbruch zu thun. Sie hatte diese zwei Jahre, wenn auch in der Welt, so doch für ihr Gemüth in Ruhe verlebt.

Freiherr Otto von Sternberg war von seiner Reise noch nicht zurückgekehrt, er war von E. nach Paris gegangen, wo er längere Zeit geblieben und dann nach England gereist. Obwohl Helene nie den Vater ihres Kindes vergessen konnte, so war doch die Liebe durch sein Betragen etwas vermindert worden. Die hohe Verehrung, die sie für ihn gehabt, hatte er vernichtet. Helene hielt sich aber kalt von jedem Mann entfernt, zog sich sogleich zurück, sobald sie sah, nur das geringste Interesse eingestößt zu haben. Die Welt nannte sie kalt, herzlos. Arme Helene! welches Glück für sie, wäre das

wirklich der Fall gewesen. Ihr Herz, ihr allzu warmes Herz machte sie ja unglücklich. Bei allen Männern, die ihre Mutter ihr vorschlug, hatte sie etwas gefunden, was Grund genug schien, sie nicht zum Gemahl zu nehmen. Obwohl ihre Eltern diese Mäckelei tadelten, legten sie ihr doch keinen Zwang auf, sie war ja noch so jung. Helene's eigentlicher Grund war der feste Vorsatz, nie zu heirathen, wenn Otto ihr nicht die Hand böte, obwohl sie ihn nicht mehr so innig liebte als früher, hielt sie eine andere Ehe für ihrer unwürdig, ehrlos. Sie konnte und wollte weder einen Mann betrügen, noch einem in der Welt ihren Fehltritt gestehen. Doch hatte sie ihren Eltern bis jetzt ihren Vorsatz verschwiegen, da sie noch keinen Grund gefunden, der denselben genügen würde, den wahren konnte sie ja doch nicht angeben. Sie war sehr stolz, hatte sie doch Otto sein Kind verschwiegen, da sie es verschmähte, aus Mitleid oder äßerer Verhältnisse halber, sich zu verheirathen. Freilich hatte sie einsehen gelernt, daß die Verhältnisse den Menschen zwingen. Bot Otto ihr jetzt die Hand, that er es aus freien Willen, dann erst, wenn sie mit ihm vermählt wäre, wollte sie ihm Alles entdecken.

Zu dieser Zeit war ihr Bruder Max, der Hauptmann bei der Artillerie war, in die Stadt verlegt worden, in welcher seine Eltern lebten. Dadurch waren mehrere von den Officieren Freunde und häufige Besucher des Hauses Falkenstein geworden.

Ein Major hatte sich ernstlich in Helene verliebt; da seine Vermögensumstände wie seine Stellung sehr günstig waren, so warb er um ihre Hand. Dieses ihr zu verkünden, ließ sie ihre Mutter jetzt rufen.

Unbefangen trat Helene ein; wurde jedoch gleich bei der Anrede ihrer Mutter zur Bittsäule.

„Jetzt werde ich hören, was Du wieder für einen Grund vorschützen wirst; den Heirathsantrag des Herrn Major, Grafen von Flieting abzulehnen. Helene, ich habe zwei Jahre lang mit Dir Geduld gehabt, Dein Vater, so wie ich wünschen, daß Du Dich verheirathest, alle Deine Einwendungen finden dieses Mal keinen Glauben und ich denke Du wirst Dich entschließen, in den nächsten Tagen der Stadt als Braut des Herrn Majors vorgestellt zu werden. Er ist reich, Du kannst also Dein Leben genießen,

im Uebrigen ist er ein sehr angenehmer, gebildeter Mann, mehr braucht man nicht um glücklich zu leben. Mit Deinen Romanideeen ist nur Dein Kopf angefüllt, nicht aber die Welt und Du wirst nie finden, was Du in dieser Beziehung suchst."

Ruhig, ohne durch ein Wort diese fließende Rede ihrer Mutter zu unterbrechen, hatte Helene dagestanden. Daß Bitten und Thränen bei dieser nichts galten, wußte sie, daher sagte sie mit ruhiger, aber fester Stimme, vor welcher ihre Mutter erschrak.

"Ich achte den Major und weiß keinen Grund, noch werde ich mich besinnen einen zu finden seine Hand auszuschlagen, als den, daß ich nie heirathen werde."

— Ein schallendes Gelächter ihrer Mutter unterbrach sie hier, was Helene tief verletzte und das Geständniß auf ihren Lippen erstickte.

"Nur weiter, ich denke, Du wirst noch einen Nachsatz haben, denn so einen Einfall traue ich meiner Tochter doch nicht zu, rede weiter."

"Wenn nicht der Mann mein Gemahl wird, den ich wünsche!" sezte Helene frostig hinzu.

So liebst Du wohl? Nun wahrlich, das hast Du gut verborgen, denn ich wußte nicht, welchen Mann Du wünschest. Ich werde indessen Deinen Vater Deinen würdigen Entschluß, den Du mit so viel Kraft mir kund gegeben, vortragen, da er über Deine Hand zu verfügen hat, wirst Du aus seinem Munde die Antwort hören. Jetzt kleide Dich an, ich fahre aus, und Du wirst mich begleiten;" sezte sie in einem Tone hinzu, der jeden Widerspruch verbot.

Helene ging eben so ruhig hinaus, als sie gekommen, sie faßte krampfhaft nach ihrem Herzen. "Ich werde nur den Mann heirathen, den ich wünsche!" ihre schönen Lippen verzogen sich bei diesem Selbstgespräch zu einem bitteren Lächeln. "O Gott, hätte ich doch einen Menschen, dem ich mein Herz öffnen könnte, einen, der mir sagte, was Recht ist; ach, mein Kopf, meine Gedanken sind nicht klar!"

In diesem Augenblick hörte sie schon den Wagen ihrer Mutter vorfahren, schnell kleidete sie sich an und trat bald darauf bei derselben in's Zimmer.

Der Weg, den die Gräfin ihren Kutscher bezeichnete, führte nach dem belebtesten Ort, wo die

feine Welt der Stadt sich versammelte. Schweigend lagen die beiden Damen in die Ecken des Wagens gedrückt.

"Ich werde Fräulein von Baumgarten abholen und sie bitten mit uns zu fahren," sagte die Gräfin, "denn Du scheinst nicht viel zur Unterhaltung heute beizutragen."

"Thun sie das, liebe Mutter," entgegnete Helene freundlich.

Sehr bald war die Wohnung der Gewünschten erreicht und eben so bald befand sich diese in dem Wagen, die Einladung mit Freude annehmend. Das Fräulein von Baumgarten war über die besten Jahre hinaus, sie war nicht böse, obwohl sie viel Unheil mit ihrer Zunge anrichtete, die neuesten Geschichten der Stadt, die kleinsten Ereignisse aus den Familien konnte man aus diesem Munde erfahren. Sie hatte nichts zu thun als Besuche zu machen und zu reden. Die jungen Männer verspotteten sie, die Ehemänner verfluchten sie oft, da sie ihnen manche Gardinenpredigt zuzog, indem sie ihre kleinen Abenteuer ganz fein den Frauen zu hinterbringen wußte; die jungen Mädchen fürchteten sie, nur die Frauen waren unklug genug, sie zu lieben; da sie von ihr alle Neuigkeiten erfuhren, nicht aber bedachten, daß dieselbe auch ihre Angelegenheiten wieder weiter erzählte und besprach. Ob überhaupt die Geschichten immer richtig und der Wahrheit angemessen erzählt wurden, darauf kam ja nichts an. Da aber die Frauen einladen, so wurde sie zu allen Gesellschaften gezogen, indem auf ihr gutes Mundwerk gerechnet wurde, diese oder jene stille oder langweilige Dame zu unterhalten. Die guten Ehemänner dursten sich diese Zugabe ihrer Gesellschaft nicht verbitten, sonst schöpften die Frauen schon Verdacht, ihre Männer möchten sie zu fürchten haben.

Mit der Leichtigkeit eines sechszehnjährigen Mädchens hüpfte sie in den Wagen, begrüßte mit vielem Lärm und Wortgepränge die Damen und machte es sich mit großer Heiterkeit in der Ecke, die ihr natürlich Helene eingeräumt, bequem.

"Nun, meine Damen," begann sie gleich, nach dem sie sich freundlichst nach deren Befinden erkundigt, "haben Sie denn die neue Sängerin gestern Abend gehört?"

"Nein, wir waren beim Gesandten 3 . . ."

entgegnete die Gräfin. „Wurde sie gut aufgenommen?“

„Nun ja, sie hat großen Beifall geerntet, vorzüglich die Männer nahmen diese neue, jugendliche Erscheinung mit großem Applaus auf.“

„Ist sie hübsch? singt sie gut?“

„O ja, sie hat eine angenehme Stimme, ihre Figur ist schön zu nennen, ihr Gesicht passabel, ihr Anzug war sehr geschmackvoll, doch wie immer wurde übertrieben, sie verdiente so hohen Beifall nicht.“

„Nun, wissen Sie gar nichts von ihren Verhältnissen? Hat sie eine Mutter oder sonstige Begleitung?“

„Nun Begleitung wird sie wohl haben, aber von einer Mutter habe ich nichts gehört. Sie ist von dem Theater zu R.... hierher gekommen und wird gewiß engagirt, sie wohnt mit ihrem Kammermädchen, was sie bei sich hat, in der Straße nächst dem Theater. Sie soll viel Besuche annehmen,“ fuhr das Fräulein in ihrer Rede fort, die Niemand Anderes zu Worte kommen ließ. „Ja, der Freiherr von Sternberg, der auch wieder da ist, hat er Ihnen noch keinen Besuch gemacht? Nun freilich, antwortete sie sich selbst, er ist erst gestern angekommen, an demselben Tage wie die Sängerin, was doch merkwürdig ist, ging auch nach dem Theaterplatze heute Morgen, vielleicht auch, um der neuen gefeierten Schönheit seine Huldigung darzubringen. Ob er aber zu ihr gegangen ist oder nur unter dem Fenster vorbei, konnte ich nicht sehen, da das neue Haus, welches jetzt gebaut wird, mir viel von der Aussicht benimmt.“ Immer weiter verlor sich das Fräulein in ihrem Gespräche, das in das unendliche ging.

Helene hatte aber trotzdem ihren Gedankengang nicht unterbrechen lassen, erst bei dem Namen, der so viel Einfluß auf ihr Leben hatte, schrak sie zusammen, ja sie mußte an sich halten, nicht schnell sich aufzurichten und dadurch sogleich den Frauen Veranlassung zu allen möglichen Vermuthungen zu geben. Otto war wieder da, sie athmete frei auf, doch wieder eine Hoffnung! Diese Nachricht gab ihr genug Stoff zu denken, sinnen und ängstigen.

So schleuderte das Fräulein sehr oft Feuerbrände in die Herzen der Menschen und die Armen

grämten sich um ein Paar unüberlegt ausgesprochene Worte.

Doch der Gräfin war die Zeit nicht lang geworden, also diese doch von dem Geplauder befriedigt. Helene hatte diese Nacht unruhiger verbracht als gewöhnlich, ihre Phantasie war erhitzt und umgaukelte das arme Kind mit allerlei ängstlichen Träumen. Ihr Vater hatte ihr keine Antwort gesagt, auch ihre Mutter nicht ein Wort wieder erwähnt.

Gegen Mittag ließ sie dieselbe bitten, zu ihr zu kommen, der Freiherr von Sternberg sei da, seine Aufwartung zu machen. Doch Helene schützte Kopfweh vor und blieb auf ihrem Zimmer, sie traute sich nicht Stärke genug zu, gerade jetzt mit ihrer Mutter allein und Otto zusammen zu kommen. Ein Erröthen konnte dieser ja verrathen, was sie bis jetzt noch verschwiegen.

Die Gräfin schalt über Helenen's Eigensinn und lobte den Grafen, wie lebenswürdig er gewesen, wie heiter er von seinen Reisen erzählt. Auch er würde heute Abend in die Oper kommen, ob Helenen's Kopfschmerz ihr erlauben würde, mitzufahren.

„Ich hoffe es,“ antwortete diese, „daß er bis dahin sich legen wird, auch muß ich doch die neue Sängerin, Fräulein Palm, hören, von der jetzt alle Welt spricht.“

Der Abend kam. Freiherr von Sternberg begrüßte Helenen in ihrer Loge und diese war an dem öffentlichen Ort ganz unbefangen, ihre Mutter beobachtete sie ja nicht und weiter fürchtete sie Niemand. Die Oper begann; als die Sängerin erschien, empfing sie der Beifall des Publikums.

Bei den ersten Tönen ihres Gesanges erbebte Helene, diese Stimme hatte sie schon einmal in ihrem Leben gehört, sie hatte sie gerettet vor der Verzweiflung, sie war ihr wie eine Engelsstimme erschienen; diese schmelzenden, lieblichen Töne konnte es nicht zwei Mal in der Welt geben, für Helene hatte eine solche noch keine Sängerin gehabt, denn keine hatte so ihr Herz erschüttert. Sie strich mit der Hand über die Augen, als wolle sie den Traum, der ihre Sinne umfassen hielt, verscheuchen. Da kam die Erinnerung dem armen Kinde zu Hülfe, schnell nahm sie das Glas an die Augen, ein Blick, und sie sah, daß sie sich nicht täuschte und doch konnte sie nicht genug dieses reizende Gesicht an-

sehen, um aus dessen Zügen das längst entschwundene Bild wieder zu finden.

Doch schien es Helenen immer noch ein Traum, wie konnte sie in dieser schönen, berühmten Künstlerin, die von Glanz umflossen vor ihr stand, das arme Kind wieder erkennen? Und dennoch war es so; für das bloße Auge erschien die Sängerin schmucklos, Helene aber erkannte durch ihr scharfes Glas das feine, goldene Kettchen, das sich um den schönen Hals legte und dessen Ende im Kleide verborgen war.

„Ich bitte Dich, gehe schnell, Annette, und erkundige Dich im Theater, wo die neue Sängerin, Fräulein Palm, wohnt, dann laß sogleich anspannen, ich muß ausfahren. Doch komm so bald als möglich zurück,“ sagte am andern Morgen die Gräfin Helene zu ihrem Kammermädchen; „doch,“ fügte sie den Finger auf den Mund legend hinzu, „schweige darüber, ich fahre zu einer Modehändlerin, wenn Dich Jemand fragt.“

Das Mädchen beeilte sich, den Auftrag ihrer Herrin auszuführen. Während dem ging Helene unruhig im Zimmer auf und ab, viele Gedanken schienen ihren Kopf zu durchkreuzen.

In einer Viertelstunde kam Annette zurück. „Fräulein Palm wohnt Theaterplatz, No. 14,“ sagte sie athemlos, denn sie war sehr gelaufen.

„Gut,“ entgegnete Helene, „laß vorsehen und setze den Kasten in den Wagen, den ich mitnehmen will zu der Pughändlerin.“

„Es ist kalt, gnädiges Fräulein,“ sagte Annette, indem sie Helenen den dunkeln mit Pelz besetzten Sammetmantel umgab.

In wenigen Minuten rollte der Wagen aus dem Hause und durch mehre Straßen fahrend, hielt derselbe endlich vor einem Modeladen, nicht weit von dem Theater. Helene ging hinein und erst von da aus, wo sie ihren Wagen halten ließ, um den Kutscher nicht wissen zu lassen, wohin sie ging, begab sie sich in das Haus Nr. 14.

Als sie die Treppe hinauf stieg, hörte sie ihr Herz klopfen, so ängstigte sie sich vor diesem Besuch.

Ein Mädchen öffnete ihr die Thür, die sie fast zitternd fragte, ob Fräulein Palm zugegen sei?

Auf das „ja,“ gab sie ihre Karte ab, und wurde in ein sehr einfaches Vorzimmer geführt.

Sie war allein, sie glaubte durch die Wand

zu sehen, wie verwundert die Sängerin ihre Karte betrachtete; was wollte sie auch von ihr? sie konnte sich von ihren Handeln selbst keine Rechenschaft geben, sie fühlte sich unwiderstehlich zu diesem Mädchen hingezogen und folgte blind diesem Gefühl.

Die Thür wurde geöffnet und Helene trat in das Zimmer der Sängerin. Dunkle Vorhänge und Teppiche gaben dem Ganzen ein etwas düsteres Ansehen, wenn dasselbe auch durch Bilder und Blumen wieder gemildert wurde. Auf einem Sopha lag mehr, als sie saß, die junge Dame; ein tiefblaues Kleid umschloß in weiten Falten ihren zarten Leib, ihr schönes, braunes Haar hing nachlässig, in Flechten gewunden, lang herab, vor ihr lagen Noten, ihre feinen Finger hielten die Karte Helenen's, indem sie sich zu besinnen schien, wer diese Gräfin sei und was sie von ihr wollen könne. Als die Thür aufging, stand sie auf und die beiden Mädchen standen einige Minuten lang schweigend einander gegenüber. Camilla sah erst ruhig Helene an, die sie an dem Schleier und Mantel unmöglich erkennen konnte, obwohl ihr das Gesicht auffiel. Helene, die der Artigkeit gemäß jedenfalls das Gespräch beginnen mußte, um den Grund ihres Besuches anzugeben, war in dem Augenblick von der Idee befallen, als sie Camilla in der Nähe sah, sie könnte sich getäuscht haben, es sei nicht das Mädchen, das sie suche. Unwillkürlich streckte sie ihre Hand nach Camilla's Halse aus, um das einzige Zeichen der Erkennung, das goldene Kettchen zu suchen, fuhr aber eben so schnell wieder zurück, indem ihr feiner Takt ihr die Unschicklichkeit ihres Betragens sogleich sagte. In dem Moment als sie zurück trat, fiel das volle Licht auf ihr Gesicht, und „Helene!“ rief Camilla halb fragend, halb erstaunt.

Bei diesem Ton und den Ausruf ihres Namens, gewann Helene ihre ganze Fassung wieder und, indem sie Camilla die Hand reichte, sagte sie: „Du hast Dir meinen Namen gut gemerkt. Kennst Du mich noch, und bist Du wirklich dieselbe, die?“ — ein Seufzer unterbrach hier die Rede Helenen's, ihre Wimpern zerdrückten eine Thräne.

„Ja,“ entgegnete schnell Camilla, um ihr die traurige Erinnerung zu verschweigen, „sieh hier!“ Und Helene erkannte das goldene Kreuzchen.

„Aber Du? Noch weiß ich nicht, wie Du heißt?“
„Camilla.“

„Wie bist Du hierher gekommen? Ich bitte Dich, erzähle mir. Wie hast Du so singen gelernt, ach, ich kenne ja nichts von Dir, nicht Deinen Namen, Deine Verhältnisse, nur Deine wunderbar rührende Stimme.“

„Eben so wenig kenne ich Dein Schicksal, und kaum ist es Neugierde zu nennen, wenn auch ich Dich bitte, mich mit allen bekannt zu machen, da ich den innigsten Antheil an Dir nehme.“

Bald saßen die beiden Mädchen in traulichem Gespräche bei einander. Helene hatte angefangen die Ereignisse ihres jungen Lebens zu erzählen, die wir bereits kennen; Camilla hatte ihre Hand gefaßt und unterdrückte mit Mühe ihre Thränen.

„So jung, so schön, so reich und so unglücklich! Und bist Du jetzt glücklich, Helene?“

„Glücklich?“ seufzte diese, und ein bitteres Lächeln umzog ihren Mund. „Was ist Glück auf dieser Erde? unser ganzes Leben ist eine Jagd nach demselben, bis wir nach dreißig Jahren todtmüde erschöpft, mit der Ueberzeugung am Grabe zusammen sinken, daß es hier kein wahres Glück giebt.“

„Helene, Du bist zu jung, um jetzt schon jede Hoffnung aufzugeben.“ —

„Die Hoffnung kommt mir vor,“ entgegnete Helene, „wie ein schöner Schmetterling, der vor uns herfliegt und uns die Blumen zeigt, indem er sich auf dieselben niederläßt. Oft sind diese Blumen unscheinbar, aber gut und voll Honig, oft aber auch schön und innen haben sie Gift; und dennoch folgt der arme Mensch unverdrossen dem Schmetterlinge und pflückt eine Blume nach der andern, sieht eine Hoffnung, ein Ideal nach dem andern schwinden, verwelken, zertreten, bis bei der letzten Blume die Hand erstarrt und diese auf sein eignes Grab fällt. Erst dann fliegt der Schmetterling weiter, um einer andern Seele den Weg des Lebens zu versüßen.“

„Deine Betrachtungen, liebe Helene, wie Deine Lebensansichten sind zu trübe, bist Du auch sehr unglücklich, so darfst Du doch diesen Gedanken nicht zu sehr nachhängen. Doch nenne mir endlich den Namen Deines Geliebten!“

„Nein, Camilla, es würde Dir nichts nützen. Du kennst ihn nicht, laß dieses mein einziges Geheimniß sein, vielleicht kann ich Dir ihn einmal persönlich zeigen, der Anblick wird mehr thun, als alle Beschreibung. Jetzt aber, Camilla, laß meine

Angelegenheiten ruhen und erzähle mir kurz Dein Leben.“

Wir kennen Camilla's Geschick bis zu der Zeit, wo der Professor sie mit zu sich in die Stadt L..... nahm.

„Die Frau des Professors,“ fuhr Camilla fort, „war eine sehr gute und freundliche Frau, ja ich fand in ihr eine zweite Mutter. Da ich mit den Kindern des Hauses ganz gleich gehalten wurde, ging es mir sehr gut. Die Hauptsache war der Unterricht, den mir der Professor selbst gründlich ertheilte. Ein ganzes Jahr war ich bei den guten Leuten, ohne die ich gewiß in das größte Elend gekommen wäre. Meine Stimme war ausgebildet und gut und nach diesem Jahr hatte ich doch so viel gelernt, um mir bei meinem musikalischen Gehör selbst forthelfen zu können. Ich war auch größer geworden und auf meine Bitten bemühte sich der Professor um ein Engagement an einem kleinen Theater, da ich nicht den Muth hatte, auf einem großen zu beginnen.“

Obwohl mir der Unterricht noch sehr nützlich gewesen wäre, so wurde mir doch meine Lage drückend, immer nehmen zu müssen, ohne das geringste erwiedern zu können. Doch fand sich kein Engagement an dem gewünschten Theater und ich war sehr betrübt, den Winter über noch den guten Leuten zur Last zu fallen, als eines Tages von dem Kapellmeister des Theaters zu K....., der ein Freund des Professors war, ein Brief kam, der die Nachricht enthielt, daß an dem Theater zu K..... eine zweite Sängerin fehle und der Professor mich dort auftreten lassen möchte. Freilich hatte ich nur erste Parthien einstudirt, jedoch war noch Zeit. Meine Bitten siegten, der Professor schrieb; der Kapellmeister hatte es bei dem Director dahin gebracht, daß ich in vier Wochen schon dort war. Der Abschied von dem Professor und den Seinigen wurde mir sehr schwer, und es hat lange gedauert, ehe ich ihn überwand.

Mein erstes Auftreten jedoch ließ alle andern Gefühle in den Hintergrund treten, alle Gedanken und Empfindungen concentrirten sich bei mir in Lernen, Singen und Angst. Das Gefühl, mit welchem ich hinter den Coulissen stand und auf mein Stichwort wartete, die Tacte zählte, bei welchen ich vortreten mußte, ist nicht zu beschreiben; es

war zuletzt gar kein Gefühl mehr zu nennen, meine Sinne vergingen mir fast und in einer Art Verzweiflung wankte ich mehr, als ich ging, hinaus. Da fiel mein Blick auf den Kapellmeister und ich war gerettet, das bekannte Gesicht, dessen freundliches Zucken machte mir Muth, die Musik ließ mich Alles vergessen, ich dachte nur an meine Rolle, meine Noten, und der Beifall des Publikums, wie das Lob des Directors und Kapellmeisters waren am Abend reicher Lohn für mich. Ein Brief an meinen guten Lehrer, in welchem ich mein Herz ausschüttete und alles erzählte, schloß diesen mir stets unvergeßlichen Tag. Doch ein anderes Ereigniß sollte mir bald meine Laufbahn um vieles erleichtern. Die erste Sängerin erkrankte kurz nachdem ich aufgetreten, es wurde eine andere zu Gastrollen verschrieben, sie traf ein. Don Juan war angefehlt, doch war der Name des Gastes nicht berühmt genug das Haus zu füllen. Halb sechs Uhr frug die Donna Anna ihren Geliebten, ob das Haus besetzt sei? „Nein,“ war die Antwort. Als bald wurde sie unwohl, es nahm zu, sie zögerte mit dem Anzug, ließ den Friseur warten, trank Thee und ihr Geliebter bedauerte sie. Doch die Zeit rückte heran, ich war fast fertig, da ich die Elvira zu singen hatte. Die Sängerin that mir leid, denn ich begriff nicht, daß alles nur Komödie war. Der Director kam in die Garderobe und frug, ob Fräulein R..... singen wolle oder nicht. „Ich kann nicht,“ war die Antwort, als sie einen Blick auf ihren Geliebten geworfen und dessen Miene ihr geantwortet, „das Haus ist leer.“ Da rief mich der Director heraus und frug, ob ich die Parthie der Donna Anna zu übernehmen den Muth habe, da ich sie früher einstudirt. Mein Blut wallte in Stolz und Freude auf, endlich die Rolle zu bekommen, die mein Lehrer mir einstudirt, ich sah mich schon am Ende mit Beifall überhäuft, und doch zitterte mein Herz vor Furcht. Die Eitelkeit, das Selbstvertrauen siegte und ich willigte ein.

Der Director trat vor den Vorhang und verkündigte das plötzliche Unwohlsein des Fräulein R..... und frug, ob er die Oper geben, indem die neue Sängerin, Fräulein Palm, die Parthie übernehmen wollte, oder ob er das Theater für heute schließen sollte? Ich hielt mich bei dem augenblicklichen Schweigen des Publikums an die Coulissen;

denn, wurde geschlossen, waren alle meine Träume von Ruhm und Ehre vernichtet. Doch der Ruf, „spielen!“ erweckte mich, und schnell ging ich in die Garderobe mich umzukleiden. Das spöttische Gesicht der Sängerin, mit dem sie mich betrachtete, kümmerte mich wenig, ich war viel zu unbefangen, viel zu sehr mit meiner Rolle beschäftigt. Auch fuhr sie bald weg, wo sie noch eine schlechte Scene mit ihrem Geliebten gehabt haben soll, der sehr böse war, daß sie nicht gesungen hatte.

Noch muß ich nun bemerken, daß von dem wenigen Geld, was mir geblieben, die Frau Professorin mir ein weißes Atlas- und ein schwarzes Sammetkleid gekauft hatte, in denen ich bald ein halbes Jahr florirt habe.

Doch zu der Rolle war ja Alles vollkommen. Der erste Act ging gut, die große Arie ausgezeichnet und ich wußte mich vor Glück kaum zu fassen. Nach dem zweiten Act kam der Kapellmeister zu mir und lobte mich, ob meines Muthes wie meines Gesanges; ich dachte nur wie der Professor sich freuen würde. In diesem Augenblick sah ich die erste Tänzerin mit einem jungen Manne stehen und reden, dessen Anblick mir alles Blut ebenso schnell nach dem Gesicht trieb, wie aus demselben. Ich stand und vergaß Alles um mich her und war noch in Gedanken verloren; so ein Gefühl hatte noch nie meine Seele durchbebt. Noch mehr wurde ich erschreckt, ja alle Fibern meines Herzens zitterten, als er, während die Tänzerin in die Garderobe ging, auf mich zukam, und mit einem Tone, wie er nur diesem schönen Munde entquellen konnte, sagte:

„Mit Freuden, mein Fräulein, habe ich gehört, mit welcher Bereitwilligkeit sie diese Partie übernommen haben, und ich sage Ihnen im Namen des ganzen Publikums, das, wie ich, von ihrer wundervollen Stimme entzückt ist, den herzlichsten Dank. Es wäre unverantwortlich gewesen, wenn Sie uns diesen genussreichen Abend entzogen hätten“ —

Ich hörte, aber antworten konnte ich nicht.

„So mußte also erst,“ fuhr er fort, „das wuchernde, sich hervordrängende Gras beseitigt werden, damit diese reizende Blume unsern Augen sichtbar wurde. Ich hatte das Glück, Sie schon bei ihrem ersten Auftreten zu sehen, doch war die Rolle

zu klein, um ihre Stimme, ihr Talent zu erkennen. Ich könnte der Sängerin die Hand küssen, daß sie krank geworden; so muß aber Eitelkeit bestraft werden."

Ich stand wie verzaubert, doch endlich gewann ich meine Fassung wieder, er hatte mir seinen Namen gesagt und bat um die Erlaubniß, morgen seine Aufwartung machen zu dürfen. Noch nie hatte ich Besuche angenommen, doch der Wunsch, ihn wiederzusehen, — in diesen Augenblick klingelte es, ich stammelte ein „ja,“ und verschwand in der Coullisse. Daß er kam, daß die Liebe bald über Alles die Oberhand gewann, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen, Helene, und es war mein Glück; denn die Liebe hat mich vor allen andern Versuchungen bewahrt. Mit dieser Rolle war ich in das erste Fach übergegangen und mein Ruf war somit begründet. Doch war der Direktor in schlechten Verhältnissen, oft blieb die Gage aus, wo ich denn auch Hunger und Kälte, wie jede andere Entbehrung kennen lernte. Mein Freund, den auch ich nicht nennen will, da er jetzt hier ist und Du ihn vielleicht kennst, war abgereist und ich auch zu stolz, ihn um etwas zu bitten. Es kam wohl vor, daß ich meine zwei einzigen Kleider verleihen mußte, um mir Brod zu kaufen."

„Arme Camilla, und doch sind körperliche Leiden, so schwer sie gewiß im Augenblick der Noth zu ertragen sind, besser denn geistige, da die Ersten keine Spur zurücklassen; sobald sie gehoben, sind sie auch fast gänzlich aus unserm Gedächtniß verschwunden, wo hingegen die geistigen immer fort nagen, und sind auch die Schmerzen gestillt, die Spuren davon sind in unserm Charakter eingegraben, jeder tiefe Verlust macht eine Falte in unsere Seele."

„Du magst Recht haben, Helene, denn als ich wieder zu essen hatte, wieder warm war, waren alle Leiden vergessen,“ entgegnete Camilla mit vieler Heiterkeit. „Jetzt aber geht es mir ja so gut, seitdem ich hierher gekommen, befinde ich mich sehr wohl. Der Mann, für den mein Herz schlägt, ist hier, ich sehe ihn fast täglich, ich gefalle, meine Gage werde ich pünktlich erhalten, was also brauche ich mehr, um glücklich zu sein?“

„Nein, Camilla, Du bist glücklich, sehr glücklich, wenn Du geliebt wirst! — Doch sage mir

noch eins, bist Du einmal wieder an jenem“ — Helene stockte — „Weiher gewesen?“

„Ja, ich habe öfter Blumen hingelegt, es war mein Lieblingsort, auch habe ich etwas von dort“ — bei diesen Worten verließ Camilla das Zimmer und kam bald mit einem Kästchen zurück, was sie Helene übergab.

Diese öffnete es und nahm mit zitternden Händen den Epheuzweig heraus.

„Ich glaubte fest, Dir im Leben wieder zu begegnen, darum brach ich ihn am Abend vor meiner Abreise.“

„O Gott!“ sagte Helene, mit tiefer, fast tonloser Stimme, der man anhörte, wie gewaltsam sie ihren Schmerz bezwang, „von meines Kindes Grabe!“

Sie drückte den verwelkten Zweig an ihre Lippen; einige Minuten lang herrschte die tiefste Ruhe in dem Zimmer. Da stand Helene plötzlich auf, küßte Camilla dankend, ohne ein Wort zu sagen und ging sehr bald darauf fort, nachdem sie versprochen, oft wieder zu kommen.

Es mochten traurige und schwere Gedanken sein, die Helene's Kopf durchkreuzten, denn blaß lag sie in die Ecke des Wagens gedrückt, ihre Augen waren halb geschlossen, und ernster als gewöhnlich kam sie zu Hause an.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mohr.

(Schluß.)

ie allgewaltige Zeit lindert endlich die größten Schmerzen, oder stumpft ihre das Herz verwundenden Stacheln so ab, daß nur eine wehmüthige Erinnerung an das Erlittene zurückbleibt; sie träufelte auch heilenden Balsam in die tiefe Herzenswunde der Gräfin. Nur fühlte dieselbe oft die große, durch den Verlust des geliebten Gemahls in ihrem Leben entstandene, Leerheit. Sie hatte zwar in den ersten Schmerzensdüstern Tagen dem heil. Laurentius gelobt, nie wieder zu heirathen; und

dieses Gelübde mußte unverbrüchlich gehalten werden. Allein demselben widerstrebte ihr heißes Blut, und die mit der neuen Lebenslust wieder erwachte Sinnlichkeit. Das Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden, war ohnedies in jenem Gelübde nicht mit begriffen. Die Liebe aber ist blind, und durchläuft einen, von den profanen Ansichten ganz ungewöhnlichen Cyklus. Daher müssen kalte nüchterne Menschen nicht darüber kritteln und spötteln, wenn sonst die französischen Duchessen ihrem bärtigen Kutscher, und unsere Gräfin dem Mohr Habesch mit heißer Liebe zugethan waren.

Der Mohr hatte sich durch seine Anhänglichkeit und treuen Dienstleistungen große Verdienste um das Land und die Gräfin erworben. Er hatte das Land wider einzelne nach der Schlacht flüchtig herumstreifende Hunnenbanden geschützt, und während der großen Zerrüttung dem Hauswesen kräftig vorgestanden. Sein Charakter war fest, ohne Falsch zu sein; das natürliche Gefühl für Recht, Wahrheit und Schönheit war ihm gleichsam angeboren, und an Verstand übertraf er die andern Diener.

Längst schon liebte die Gräfin den vollkommenen Mann, der wie ein Alcides über die Andern hervorstrahlte, und kaum war sie mehr mächtig, das in ihr lodernde Liebesfeuer zu verbergen. Auch er liebte die Herrin, welche in der schönsten weiblichen Blüthe, von reizendem Wuchse, zum Liebesgenusse einzuladen schien. Die mit seiner Liebe verbundene Ehrfurcht versiegelte ihm jedoch die Lippen zum Geständnisse.

Oft hilft den Liebenden der Zufall, ihre gegenseitige Zuneigung einander zu bekennen. So geschah es auch hier. Eines Tages belauschte die Gräfin den Mohr im Burggarten, als er hinter einer Hecke folgende Strophen zur Bitter sang:

Wie lange noch, beklomm'nes Herz,
Wie lange willst Du ängstlich schweigen,
Laß reden Deinen stillen Schmerz,
Aus tiefer Seele laß ihn steigen.
Er mag der Liebe Herold sein;
Was sie in hohlen Mitternächten
Geseufzt, geahnt soll sie ihr flechten,
In einen Kranz, die Ros' ihr weihn.

Was ich beim Bachesmurmeln spielte,
Formt leichter sich zum sanften Wort,
Was ich im Blumenarten fühlte,
Trägt Sehnsucht an den theuren Ort,

Was Liebe sirt und Ehrfurcht lehrt,
Was mir das Schicksal stolz verwehrt.
Soll Muth und Kühnheit schnell erjagen,
Das Wort der Liebe soll'n sie wagen.

Länger konnte sie sich nicht mehr halten; sie rief ihn, sank in seine Arme, und der Liebesbund ward geschlossen.

Beinahe ein Jahr war den Liebenden angenehm und schnell vergangen, als das feindselige Schicksal und die Bosheit der Menschen ihre Liebe zu zerstören suchten. Der Ritter Ralph, Besitzer einiger Güter in der Niederpflege und zugleich Centgraf oder Statthalter über gewisse Dorfschaften, war ein gefährlicher Nebenbuhler des glücklichen Mohren. Bei dem großen Turniere, das der Kaiser ein Jahr nach der Schlacht zu Magdeburg auf dem Werder hielt, hatte er ihre Farben getragen, und manche Lanze ihretwegen gebrochen. Er machte ihr nachher förmlich den Hof, konnte aber niemals irgend einige Aufmunterung zur Annäherung erhalten, und bekam endlich bei weiterem Andringen eine abschlägige Antwort. Es war ein herrschsüchtiger Mann, der stolz war, daß er einige Jahre früher die Steigbügel in Aufnahme gebracht hatte. Sein Hauptzweck bei der Brautwerbung war die Grafenschaft. Bald forschte er die nähern Verhältnisse der Gräfin aus, und beschloß, sich an ihr und dem Mohr zu rächen.

Gleich unzufrieden und über das Ansehen, in welchem der Mohr bei seiner Gebieterin stand, waren auch die meisten Dienstmänner, besonders die sogenannten Ministerialen, der Haushofmeister und der Burgvoigt, sie alle lauerten nur auf Gelegenheit zur Rache. Desto mehr aber war Habesch in Gesellschaft der Frauen beliebt; besonders suchte ihm das Fräulein Gerlinde auf jede Art gefällig zu sein.

Zu jenen Rachegeelen gesellte sich noch der Burgpfaffe, der unter der gleißnerischen Maske der Heuchelei einen böshafte von Selbstsucht strotzenden Charakter verbar. Ihm war es nicht recht, daß Habesch seine heidnischen Gebräuche auf eine sonderbare Art mit den christlichen vermischte, und er glaubte, daß derselbe zaubern und gute oder böse Witterung hervorbringen könnte. Vor allem aber haßte er denselben, weil seinem Darm = Gotte, durch Habesch verbesserten Einrichtung des Hauswesens manches Speis- und Trankopfer entzogen worden war.

Ralph war bald mit dem Pfaffen und den andern Beiden einverstanden. Der Pfaffe hatte ihm versprochen, seine Wünsche zu erfüllen, sobald der kleine Regiswindus und der Mohr aus dem Wege geräumt worden wären; denn so lange noch ein Erbe des von dem Kaiser begünstigten Grafenhauses vorhanden war, zweifelte er an dem glücklichen Erfolge ihres Bubenreiches. Dagegen wollte der saubere Ralph seinem Verbündeten seine Güter abtreten. Der schlaue Pfaffe brütete nun über einem teuflischen, der Rohheit des Zeitalters entsprechenden Plane, zu dessen Ausführung leider die Gräfin selbst Veranlassung geben mußte.

Der Gräfin natürliche Gemüthsstimmung war sehr leidenschaftlich und reizbar, mehr sinnlich, als sentimental. Die Eifersucht mußte deshalb bei ihr leicht Eingang finden. Oft schon hatte sie das Fräulein, sogar die Zofe und andere Dirnen, im Verdachte eines geheimen Liebesverständnisses mit dem Mohren. Einst überraschte sie demselben, als er das Fräulein umarmte und küßte. Gerlinde hatte ihm unlängst ein schönes Unterkleid gefertigt, und er ihr nach Sitte des Vaterlandes gedankt. Wer beschreibt die Wuth, die sich der sich gekränkt gefühlten Frau bemächtigte, und ihr Gesicht so gräßlich entstellte und verzerrte, daß sie einer Furie mit gelähmtem Körper glich. Ihre heiße Liebe verwandelte sich in rächenden Haß. Fast hätte sie im Augenblick der Raserei beide ermordet, die bestürzt auf die Kniee sanken und ihre Unschuld zu beweisen suchten. Wer aber mag ein zorniges Weib besänftigen? wer den Argwohn entkräften und seine Unschuld darthun, wo, wie hier, die Eifersucht zu Gericht sitzt? Sie stieß den Mohren mit dem Fuße von sich drohend: ihr nie wieder unter die Augen zu kommen; das Fräulein hingegen sperrete sie in eine Kammer.

Schon wollte sich Habesch aus der Burg entfernen, als die gutmüthige Zofe, ihrer Hast entwischend, ihn weinend bat, noch nicht hinweg zu eilen; wenigstens nur noch einen Tag zu bleiben. Der Zorn ihrer Gebieterin, meinte sie, würde sich bald wieder legen. Er ließ sich überreden und blieb zu seinem Verderben.

Kaum ward seine Ungnade ruchbar, so eilten die verbündeten Schurken, ihn vollends zu verderben. Ralph schlich sich zum Pfaffen und versteckte

sich, bis die Nacht hereinbrach und alles in der Burg zur Ruhe war. Alsdann kamen sie in einem entlegenen Gemache zusammen und verabredeten, den kleinen Regiswindus diese Nacht zu ermorden, und mit der Mordthat den Mohren zu beschuldigen.

Nach Mitternacht holte der Haushofmeister den sanft schlafenden Knaben aus seinem Bettchen, ohne daß es dessen Wärterin gewahr wurde, trug ihn zu Ralphen auf die auf schroffen Felsen gelegene Warte, und dieser stürzte ihn in das steinigste Thal hinab. Ralph wurde hierauf zu einer kleinen Pforte herausgelassen, kam bei anbrechendem Tage wieder an das Burgthor und verlangte Einlaß. Mit großem Geräusche wurde das Thor geöffnet. Die Bösewichter stürzten lärmend an der Gräfin Schlafgemach und schriegen:

Eule Frau! erwache und gieb uns Deine Befehle: der Mohr hat Deinen Sohn ermordet, von der Warte ihn hinuntergestürzt, Rache gebat die blutige That. Der Ritter Ralph hat's mit angesehen, hob den blutigen, noch zuckenden Körper auf, und brachte ihn in die Burg.

Die Gräfin vom Schreck wie betäubt, schien die Wahrheit des Gehörten zu bezweifeln, und gab anfangs keine Antwort. Da man sie aber überzeugte, weinte sie schmerzlich, zertraute sich das Haar, zerriß die Kleider, und befahl den Mohren zu fesseln und mit aufgehender Sonne hinaus zu führen, und ihm beide Arme abzuhauen. Nun frohlockten die Bösewichter im Stillen, daß ihnen Alles so leichten Kaufs gelungen war, und eilten den Unglücklichen, bevor er sich rechtfertigen konnte, hinzurichten.

Habesch hatte voll tiefer Empfindung des erlittenen Unrechts sein Hauptkissen naß geweint, und schlummerte leise, als die Mörder eintraten, ihn aus dem Schlaf rissen, in schwere eiserne Ketten schlugen und ihn ahnungsang zum Tode schleppten. Sein Geschrei um Hülfe und Flehen um Erbarmen verhallte in dem Getöse, das die zahlreichen Dienstmannen erhoben. Spott und Mordlust seiner Banditen machten ihn still und das Gesicht gen Aufgang der Sonne gewendet hieß ihn beten. So wurden ihm die wenigen Augenblicke des Lebens leichter und der Tod schwebte wie ein ersehnter Engel herbei, seine Seele heimzuführen ins Land der Unsterblichen und Gerechten.

Gerlinde war von der Gräfin in ein Gemach gesperrt worden, nur durch eine dünne Wand getrennt von dem, wo sich die Bösewichter in der Nacht unterredeten. Hier hörte sie Alles, und ihr zarter Nerven- und Körperbau wurde dadurch so erschüttert, daß sie ohnmächtig auf den harten Boden sank. Die Ohnmacht löste sich in einen unruhigen, mit Träumen untermischten Schlaf auf. Sie träumte von weißen mit Blut bespritzten Kleidern, worin sich der Mohr hüllte, und erholte sich erst, da die Sonne matt ihre Strahlen herabwarf. Ihr ganzes Hiersein kam ihr anfangs wie ein Traum vor, aber plötzlich, von der fürchterlichen Wirklichkeit ergriffen, schrie und pochte sie an der verriegelten Thür. Niemand hörte. Sie verdoppelte ihre Kraft — ohne Erfolg, dann nahm sie einen Sessel, und sprengte mit Gewalt die Thür. Eilend flog sie zur Gräfin, und kaum vermochte sie aus der gepreßten Brust die Worte hervorzubringen:

„Habesch ist unschuldig! der Pfaffe, Ralph und die Ministerialen haben Dein Kind ermordet. Rette, rette geschwind, eh' es zu spät wird!“

Wie ein Donnerschlag erschütterte die Gräfin diese Rede. Sogleich mußte ein Diener mit einem weißen Tuche in der Hand ein Pferd besteigen, und Gnade! rufend, auf den Richtplatz eilen. Dahin sprengte er, daß der Staub hoch emporwirbelte, und alles Volk schrie mit ihm Gnade!

Es war zu spät und die verruchte That schon geschehen. Ein anderer Diener kam herbeigeeilt, ließ auf der Gräfin Befehl die vier Mörder gefangen nehmen, und verkündete des Mohren Unschuld und seiner Mörder schwarzes Verbrechen. Laut wehklagte das Volk über den geliebten Mohren und den letzten Sproßling des Grafenstammes, und verfluchte ihre ruchlosen Mörder. Man bereitete dem Mohren ein weiches Lager; er starb im Bewußtsein seiner Unschuld lächelnd, von Guten beweint.

Die Mörder wurden gefesselt in das Burgverließ geworfen, am folgenden Tage jämmerlich hingerichtet und stückweise an Bäumen aufgehängt. Einige Zeit später wurde der Pfaffe wenigstens mit dem Leben davon gekommen sein, da die immer mächtiger werdende Klerisei verordnen durfte: „ein

Priester mit verdorbenen Sitten sei eher mit Geduld zu ertragen, als zu züchtigen. Unter Thränen der Wehmuth und der zu späten Reue wurden die beiden unschuldigen Opfer neben einander begraben, und in der Sage des Volks noch lange beklagt und betrauert.

Das Andenken des ihr ehemals so werthen Mohres zu ehren, ließ die Gräfin ein ihm ähnliches steinernes Bild in Lebensgröße verfertigen und auf dem Plage, wo er getödtet wurde, aufstellen. Die Nachkommen erbauten späterhin daselbst einen Gasthof und benannten ihn den Mohren. Auch wurde, anstatt des Helmels, ein verstümmelter Mohr mit der Kopfbinde in das gräfliche Wappen, das im silbernen Felde drei blaue Querbalken oder Streifen enthält, aufgenommen. Und so besteht das Wappen noch heutiges Tages, und das Gedächtniß des Mohren wird noch nach 900 Jahren durch dieses Wappen und durch seine am Marktbrunnen der Stadt Eisenberg stehende Bildsäule geehrt.

Von nun an fand die Gräfin aber keine Ruhe mehr; die Freuden der Welt und des Körpers ekelten ihr beim ewigen Nagen des Gewissens. Auf Anrathen des wendischen Bischofs zu Zeitz unternahm sie eine Reise zum Papste nach Rom, der ihr zur Buße auflegte, ein Kloster für zwölf Schwestern zu erbauen, und als Aebtissin ihr Leben darin zu beschließen. Bei ihrer Zurückkunft machte sie sogleich Anstalt zum Baue; sie erwählte dazu einen, eine Meile von der Burg entfernten Platz im dichtesten Walde, von welchem das Kloster Lusitz, Lausitz oder Lausnik, d. h. im Walde liegend genannt wurde.

Zu dem Baue verwandte sie ihre ganze Habe und allen Schmuck, und nach Jahresfrist zog sie mit Gerlinde daselbst ein. Sie führte bis an ihr letztes Stündlein ein frommes, Gott und der reuigen Buße geweihtes, Leben und glaubte jede Schuld durch ihre Thränen abgewaschen zu haben. Anstatt der frommen Gesänge der Nonnen ertönt jetzt an diesem Orte der Schall der Hifthörner und das laute Jagdgeschrei. Die Grafschaft aber wurde von Kaiser Otto dem ersten, dem Vater des Markgrafen Nigdog verliehen.

Zum neuen Jahr 1852.

Aus der Glocke ehr'nem Munde
Tönet dumpf die Scheidestunde
Von dem hingeschwund'nen Jahr;
Mit dem ersten Strahl der Sonnen
Hat ein neues jetzt begonnen,
Seinen Gruß bringt sie uns dar.

Ahnungsvoll und still und leise
Winken uns aus seinem Kreise
Furcht und Hoffnung, Freud' und Schmerz,
Ew'ger Wechsel ist das Leben,
Schwere Kämpfe wird es geben,
Wohl uns, läutern sie das Herz.

Bang' man an die Zukunft denkt,
Denn Gewölk, Sturm drohend, senket
Nieder sich auf's Vaterland.
Aber durch die dunkle Ferne
Leuchten tröstend Hoffungssterne;
Es beschützt uns Gottes Hand.

Lächelt unter'm Kampf mit Schmerzen
Selbstbewußtsein in dem Herzen,
Fürchtet nicht der Böien Macht!
Wahrheit, Lug und Trug zerstöret,
Trost in Eurem Herzen nähret,
Muth! ein Gott der Liebe macht!

Karl Müchler.

Es plätschert die Quelle aus dunkeln Moos.

Es plätschert die Quelle aus düsterem Moos
Und rinnt zwischen düsteren Fluren,
Wo ich auch hinblick', im ganzen Wald
Seh' ich nur traurige Spuren.

Der Himmel scheint ein graues Gewand
Hin über die Landschaft zu breiten,
Ich liege mit gramumflortem Sinn
Hier unter den Trauerweiden.

Die Wipfel rauschen so schauerlich,
Schwer fallen die Regentropfen,
Ich horche und höre weiter nichts
Als bang meines Herzens Klopfen.

Es dunkelt der Abend langsam herein,
Die nächtlichen Wolken, sie fliegen,
Schon leuchtet von Wolken umhüllet der Mond,
Ich bleibe noch immer liegen.

Ich schleich' um's Gartenspörtchen.

Ich schleich' um's Gartenspörtchen,
Wenn kühl der Abend graut,
Wenn in der Dämmerstunde
Die Glocken werden laut.

Ich schleiche leis und leise
Und horche — horche still:
Ob denn noch Niemand komme,
Und ob sich's öffnen will.

Heut dauert es so lange,
Ich zittere schon vor Frost,
Endlich die alte Pforte
Mir Armen knarrt zum Trost.

Und schnell bin ich umfungen
Von einem schneeigen Arm,
Es küssen Purpurlippen
Bald den Erstarrten warm.

Adolf Stern.

Ein Kind.

O bleibe still am Fenster steh'n,
Und male lächelnd an die Scheiben,
Ich möchte gern vorübergehn:
Dein Auge zwingt mich hier zu bleiben.
Der Glanz, der auf dem Angesicht
Dir ruht, wie Abendsonnenschein,
Glüht wie ein wunderbares Licht
Mit in des Herzens Tiefen ein.

Gedenkst Du an den Weihnachtsbaum?
Ist eine Arbeit Dir gelungen?
Dich hat in süßen Hoffungsraum
Wehl Deines Engels Lied gesungen?
Gedenkst Du sehnend an den Mai,
Der eure Kinderschaar beglückt,
Wenn auf der Wiese froh und frei
Ihr Weilchen sucht und Rosen pflückt?

O Kind! Im klaren Auge ruht
Dir noch der Unschuld süßer Frieden,
Der kindlich frohe Lebensmuth,
Der meinem Geist nicht mehr beschieden.
Drum glüht von Deinem Angesicht
Wie Frühlingsweh'n im Sonaenschein
Ein mildes, wunderbares Licht
Mit in des Herzens Tiefen ein.

D bleibe still am Fenster steh'n
 Und male lächelnd an die Scheiben,
 Auch Deine Kindheit wird vergeh'n,
 Auch dieser Friede kann nicht bleiben.
 Vielleicht, ein armer, armer Mann,
 Bist Du verlassen so wie ich,
 Kein Auge blickt Dich liebend an,
 Und nur Dein Engel weint um Dich!

Der sterbende Dichter.

Sie tragen ihn hinaus, den kranken Dichter,
 Geschmückt mit Frühlingsblumen und mit Kränzen,
 Damit des Abendhimmels gold'ne Lichter
 Ihm noch einmal in's matte Auge glänzen.

Die Glocken läuten d'runten in dem Thale,
 Und in der Höhe klingt das Lauten wieder;
 Hell überglüht vom letzten Sonnenstrahle
 Beugt die Natur sich zum Gebete nieder.

Der kranke Dichter senkt in stiller Wonne
 Den Blick noch einmal in die grünen Matten;
 Er sucht am Himmel nach der Frühlingssonne. —
 Sie sank hinab; — es dehnen sich die Schatten.

Der Glocken frommes Beten ist verklungen; —
 Er neigt das Dichterkaupt, das bleiche. —
 Ein Frühlingslied hat noch sein Herz gesungen, —
 Und dunkle Schatten ruhen auf der Leiche.

Am Morgen hangen Thränen in den Zweigen,
 Den Wald durchzittern bange Trauertöne;
 Die Sonne will ihr strahlend Bild nicht zeigen,
 Damit sie nicht der Erde Schmerzen höhne.

Noalbert Mittau.

Lied.

Ich brachte Dir den Blumenstrauß
 Zum Angebinde dar,
 Du lachtest drob mich Armen aus,
 Ach leider ist es wahr,
 Das schmerzte mich so sehr, so sehr,
 Ach thu mir das nicht mehr.

Ja bei dem letzten Maientanz
 Vertrat ich mir den Fuß,
 Du tanztest fort doch mit dem Hans,
 Mir wohl nur zum Verdruß,
 Das schmerzte mich so sehr, so sehr,
 Ach thu mir das nicht mehr.

Ich sah, ach hätt' ich's nie gesehn,
 Wie er Dich gar geküßt.
 Du liebest schelmisch es geschehn,
 Als hättest Du gemüßt,
 Das schmerzte mich so sehr so sehr,
 Ach thu mir das nicht mehr.

Es hätte mich ein Kuß von Dir
 Zum Glücklichsten gemacht,
 Ach einmal nur erlaub es mir,
 Es ist ja schnell vollbracht,
 Und reut es Dich dann nicht zu sehr
 So thu mir das nur mehr.

Gustav Carl.

Feuilleton.

Apologie der Stadt Dppeln in Schlesien. (Eingesandt.) In den Jahreszeiten, Hamburger neue Modenzeitung, redigirt von einem gewissen Feodor Wehl, befindet sich unter der Ueberschrift „Bücherschau“ eine Recension der Gedichte von Agnes R... Aus dem darin herrschenden absprechend und anmaßenden Ton leidet es wohl keinen Zweifel, daß diese Recension aus der Feder des Redacteurs geflossen ist. Die Abgeschmacktheit, daß er sich auf die Autorität eines Heinrich Heine beruft, wenn er mit Bezug auf ihre Gedichte als tadelnd bemerkt, wie man nicht mehr nach den Rhythmen Bürger's, Pfeffel's und Gleim's Verse macht, sie nur nebenbei erwähnt, wie dieser Feodor Wehl ein enthusiastischer Verehrer von Adolph Glasbrenners Reimen ist, und damit seine Jahreszeit besudelt, würde dieser jungen Dichterin Weihrauch gestreut*) haben, wenn sie wie Louise Aston (Meyer)

*) Nr. 31 der Jahresz. Der Grund, weshalb diese

oder Louise Ditto, Katharina Zitz, Fanny Lewald, und ähnliche emancipirte Frauenzimmer Verse gemacht und drucken lassen, die ihrer Tendenz wegen die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich ziehe o, wie die Gedichte eines Herwegh, Freiligrath und die Schreibereien eines Glasbrenners. Es sei hier nur die Rede von dem verächtlichen Ton, mit welchem dieser Feodor Wehl von einer kleinen Stadt in Schlesien (Dppeln) spricht, wenn er drucken läßt: „was kann ein Herz von siebzehn Jahren auch viel erfahren und empfunden haben, noch obenein in Dppeln! Dppeln ist nicht der Ort, einem jungen Talente, Schliff, Nerve und Inhalt zu geben,“ und hinzufügt: „Agnes R... in das Getreibe einer großen Haupt- und Weltstadt gebracht, würde gewiß ihr Talent auf eine ganz andere Weise ausgiebig zu machen wissen.“

nothgedrungene Erklärung erst so spät erscheint, ist in solcher enthalten.

Dafür wolle sie ihr guter Genius bewahren! Wir, die wir sie näher kennen, hegen keine Besorgniß, daß ihr wahrhaft zartfühlendes weibliches Gemüth sich auf die Abwege der emancipirten Blaustrümpfe verirren wird.

Der p. Feodor Wehl scheint indeß Dppeln für eine Stadt zu halten, wo die Einwohner aller Bildung entbehren; und dies ist eine Behauptung, die jeder Fremde, der nicht mit ihm in Gesinnung und Ansichten wahlverwandt, Lügen strafen wird. Schon, daß wir öffentlich gegen diese Kritik des p. Feodor Wehl trotz seines Talents und Nerve, wofür wohl Unge- schlossenheit stehen sollte, und seines Schloff, was freilich nicht, nach dem Wörterbuch auf deutsch, bei ihm Begeisterung, Dichterfeuer, sondern nur ironische Laune bedeutet, aufzutreten uns veran- laßt gesehen haben; denn wir nehmen sogar Notiz von den von ihm redigirten Jahreszeiten und ähn- lichen gehaltlosen Zeitschriften, doch freilich nur spät, weil wir unsere Zeit besser benutzen können, als sie zum Lesen solcher Ephemerer zu verschleudern.

Uebrigens kann sich der p. Feodor Wehl ver- sichert halten, daß die junge Dichterin sich nicht dazu verleiten lassen wird, ihren Wohnsitz, wo man sie liebt und schätzt, zu verlassen, um sich nach Ham- bürg und unter seinen Schuß zu begeben, um ihr Talent auf andere Weise ausgiebig zu machen, und sich dort von ihm in den salon unique pour l'élite oder eine union du beau monde einführen zu lassen.

Mehrere Einwohner von Dppeln.

Berichtigung. (Eingefandt.) In Nr. 273 der „Neuen Preussischen Zeitung“ liefert dessen Zu- schauer folgende Anekdote: — D. Einem Lotterie- Collecteur welcher ein Loos auf gut Glück einen- Pommerschen Dorffschulzen sandte, wurde dieses mit folgenden Zeilen zurückgeschickt:

Geldmacherei (sic!) und Lotterie
Und Schätze graben frommet nie,
Wird Manchen noch gereuen,
Mein Sprüchlein heißt:
Arbeite brav und leb' genau!

Mit diesen habe ich die Ehr', Ihnen das Loos zurückzusenden und empfehle mit

Der Pommer.

Es werden so viel Anekdoten gedruckt, bei welchen für einen nicht ganz flüchtigen Leser der Zweifel erweckt wird: ob sie nicht, statt auf Wahr- heit zu beruhen, nur erfunden worden sind. Die angeführte Anekdote scheint zur Zahl der Letztern zu gehören; abgesehen, daß ein Schulze, der Bürgers Gedichte kennt, sich nicht „der Pommer“ unterschrei- ben wird, da jeder Schulze doch so oft seinen Namen unterschreiben muß, daß er sich nicht der Worte: „der Pommer“ bedienen wird. Jeder Bauer selbst Kos-

sätze weiß, daß er die schriftlichen Verhandlungen, oder falls er selbst einen in seinem Namen ange- fertigten schriftlichen Aufsatz mit seinem Vor- und Zunamen unterzeichnen muß, und wenn er des Schreibens unkundig, statt dessen drei † macht, die als Namensunterschrift beglaubigt werden.

Noch ist zu bemerken, daß der angeführte Vers von Bürger so lautet;

Gold- (nicht Geld) macherei*) und Lotterie,
Noch reiche Weiber frei'n,
Noch Schätze graben segnet nie,
Wird Manchen noch gereu'n;
Mein Sprüchlein heißt: auf Gott vertrau',
Arbeit' brav, und leb' genau.

Es ist auffallend, daß die N. Pr. Zeitung, bei der es doch fast den Anschein gewinnt, als wenn sie mit der Frömmigkeit coquettirt dem Schulzen die Worte: „Auf Gott vertrau'“ unerwähnt läßt, die gerade diesem Verse den höchsten Werth geben; denn wir Pommern — leider mit Ausnah- men, die indeß, Gott sei gelobt! nicht zahlreich sind — tragen in unserm Herzen die Ueberzeugung des Spruches:

„An Gottes Segen
Ist Alles gelegen.“

Es ist bestrebend, daß Herr G. Heseckiel, der doch ein so fleißiger Arbeiter an der N. Pr. Zei- tung und vielleicht auch an dem schwarzen Adler, dessen Redacteur Herr Adamis ist, der nach dem weltgeschichtlichen berühmten ersten Menschen immer im Genitiv stehen wird, so viel Mühe er sich auch gegeben hat, als Einsender in eine Wiener Zeit- schrift, sein Herold zu werden, mit dem Redacteur der Staffette, Isidor Philippi der, wenn auch nicht getauft, sich doch eigenmächtig seinen israelitischen Bornamen in den poetischen Isidor verwandelt hat, ein Herz und eine Seele war, wie Damon und Pythias.

Diese sechs Zeilen Bürgers haben übrigens mehr Werth als wie die währigen Reimereien dieses Herrn G. Heseckiel. Man wird kein Volksdichter, wenn man im Schweiß seines Angesichts sich mit dem Vorsatz hinsetzt, ein Volksdichter zu werden. Bei Gedichten, die zu Volksliedern geworden, haben deren Sänger so wenig daran gedacht, wie an das Hono- rar eines Buchhändlers; der Gesang entströmte ihrem gefühlvollen begeisterten Herzen, deshalb ist er auch wieder zu Herzen gegangen und das Volk hat es dann in seinem Gemüth und Gedächtniß aufbewahrt.

Stettin.

Ein Pommer vom altem Schroot und Korn.

*) Es ist ein großer Unterschied zwischen der Manie, Gold zu machen und zwischen einem Falschmünzer; und Bürger würde sich eines solchen mit den folgenden Wor- ten in so grellem Widerspruch stehenden Wortes nie bedienen haben.